

Beklemmendes Theater: Ein Mann löscht seine Familie aus

LZ luzernerzeitung.ch/kultur/ein-mann-loscht-seine-familie-aus-ld.1020776

May 16, 2018

Oft sind es Männer, die ihre Familie und sich selbst töten. Wie ist das zu erklären? Das Theater ZELL:STOFF nimmt uns mit auf eine Reise in die Abgründe der alltäglichen Überforderung.

Pirmin Bossart 16.5.2018, 11:42 Uhr



Theater an der Bushaltestelle. Patric Gehrige, Jürg Plüss und Julia Schmidt spielen alle Figuren. (Bild: PD)

Das neue Stück von ZELL:STOFF liegt einem auch nach der Aufführung auf dem Magen. Doch da ist auch das Gefühl, an einem subtil inszenierten Prozess teilgenommen zu haben, der einem sensibler gemacht hat für das Unerklärliche, das man im Alltag voyeuristisch konsumiert, professionell verdrängt und dann wieder zur Tagesordnung übergeht.

Der Rahmen ist aussergewöhnlich: Das Stück «Nach der Arbeit» (künstlerische Leitung Patric Gehrige, Autor Dominik Busch) beginnt vor dem Kleintheater, wo das Publikum in einen Linienbus der VBL einsteigt und dann auf ein brachliegendes Gelände mitten im Verkehrsstrudel gefahren wird. Im Bus hören wir über die Lautsprecher die News vom Familiendrama, das sich in einer Nachbargemeinde ereignet hat. Ein Mann hat seine Frau, die zwei Kinder und sich selber umgebracht. Die Experten ringen um Erklärungen, Nachbarn werden interviewt, Mediengewaber im knackigen Nachrichtenspeech.

News über den Bildschirm

Derart schon mitten im Stück, lesen wir gleichzeitig auf den Bus-Screens die sogenannten realen Meldungen des Tages und sehen die aktuellen Reklamen hängen. Es ist ein erster kleiner Wahrnehmungsflash, der uns für die fiktive Story aufmerksamer macht. Eine Geschichte, wie sie im gesellschaftlichen Alltag sporadisch zuschlägt und vor allem eine Männergeschichte ist, wie das Stück behauptet. Eine Kündigung bringt den Lebensstandard des Familienernährers Reto abrupt ins Wanken. Mit dem drohenden Statusverlust bricht das Selbstwertgefühl weg. Unfassbar bleibt sie dennoch, die Tat.

Die Inszenierung (Regie Sophie Stierle) draussen im nächtlichen Gelände ist denn auch das wesentliche Erlebnis und macht das Geschehen mit sanfter Eindringlichkeit verdaubar. Verschiedene Stationen des Täters werden im Rückwärtsgang collagenartig beleuchtet. Es ist ein Puzzle ohne aufgesetzte Dramatik, mit plausiblen Dialogen und Situationen und einem schön-reduzierten «Bühnenbild» (Saskya Germann, Licht Alessandro Paci)). Etwas sonderbar wirkt das Trauma vom brennenden Kaninchenstall, das wiederholt auflodert. Bizarr hingegen der VBL-Bus, der gelegentlich durch die Szenerie fährt.

Nackte Gedankenabläufe und kurze Dialoge

Patric Gehrig, Julia Schmidt und Jürg Plüss spielen in nüchterner Präzision abwechselnd den Protagonisten und weitere Figuren. Das ist gut gelöst, bricht diese Rollenkonstellation doch das übliche Skript der Boulevardesken, das sich bei solchen Storys schnell einstellt. Stattdessen fokussiert die Inszenierung auf nackte Gedankenabläufe, kurze Dialoge, skizzenartig entworfene Geschehnisse. Mit Video-Einspielungen (Kevin Graber) kommt eine weitere Ebene dazu, die mit Erinnerungen arbeitet und Personen aus dem Umfeld des Täters ins Spiel bringt. Ein Verwirrspiel? Keineswegs. Es sind alles Bruchstücke, die nüchtern schildern und zeigen, was dennoch offenbleibt.

Anders als die Spielenden, die zeitenweise im Regen agieren, sitzen die Zuschauer unter einem Zeltdach (warme Kleider mitbringen!) und verfolgen das Geschehen über Kopfhörer. Mitgeliefert wird ein cooler Soundtrack, der zum Kinocharakter des Erlebnisses beiträgt. Dass gelegentlich die reale Geräuschkulisse der Umgebung mitzuspielen scheint, macht nebenbei wiederum bewusst, dass alles auch sehr real ist, was wir fiktiv zu erleben meinen. In der letzten Szene telefoniert der Täter seiner Schwester und sagt am Ende: «Ich muss jetzt auflegen, Esther, vergiss mich nicht.»

Dann fährt der Bus in die Stadt zurück. Über das Radio wird noch immer die unerklärliche Tat thematisiert und analysiert. Und als, zurück im Kleintheater, die Premierenfeier steigt und die etwas später eintreffenden Protagonisten mit herzlichem Applaus empfangen werden, ist das ein wenig, wie wenn Menschen zusammenrücken, die noch einmal davongekommen sind.

Warten auf Antworten

041 null41.ch/blog/warten-auf-antworten

March 3, 5877521



Kleintheater, Luzern, 15.05.2018: Die Theatergruppe Zell:Stoff geht in ihrer neusten Produktion «Nach der Arbeit» einer schwierigen Frage nach, ohne Antworten zu versprechen. Eine packende, düstere Reise zu einem unbekanntem Ort, die im Kleintheater beginnt und dort auch endet.

Fotos: Ingo Höhn

Man steht vor dem Kleintheater an der Bushaltestelle, wartet auf den Bus. Vielleicht hat man vorher schon öfter genau an dieser Stelle auf den Bus gewartet. Aber bestimmt noch nie, ohne zu wissen, wohin er einen fahren wird. Der leere Bus kommt, man steigt voller Spannung ein und stellt sofort erstaunt fest, dass da Musik läuft. Den zuvor im Theater erhaltenen Kopfhörer schiebt man nun etwas zur Seite, um dem Radio zuzuhören, das ungewohnterweise im Bus läuft. So beginnt das neue Stück der Theatergruppe Zell:Stoff.

Während der Fahrt zum eigentlichen Spielort wird der Rahmen für «Nach der Arbeit» gesetzt. Eine Sondersendung im Radio. Eine Meldung, wie man sie leider bestimmt schon mal gehört hat. Ein Mann hat seine Familie und dann sich selbst umgebracht. Verschiedene Experten werden hinzugezogen, um ihre Meinungen kundzutun. Der Bus hält an einer fiktiven Bushaltestelle, welche auch als Kulisse für das Stück dient.

Die Theatergruppe Zell:Stoff geht in ihrer zehnten Produktion einer schwierigen und auch unangenehmen Frage nach. Was treibt einen Menschen dazu seine ganze Familie auszulöschen? Oder genauer: Was treibt einen Mann dazu? Und wie soll man über solch eine Tat überhaupt sprechen? Das Stück beginnt mit der Tat, die immer nur angedeutet wird, und lässt Szenen aus dem Leben des Täters Revue passieren.

Man ist dabei, wenn der Protagonist Reto – leitender Angestellter, verheiratet, zwei Kinder

– mit seiner Kündigung konfrontiert wird. Man sieht ihn daran zerbrechen. Man ist bei seinen Therapiesessionen dabei, bei Erinnerungen an ein Ereignis aus seiner Kindheit. Es wird überall nach Gründen gesucht.

Hat es mit der Leistungsgesellschaft zu tun, die keinen Wert auf diejenigen legt, die ausgesetzt worden sind? Geht es um die Angst, seinen Status, seinen Lebensstandart zu verlieren? Sein Gesicht zu verlieren? Hat es mit einem idealisierten Männerbild zu tun, das Stärke als wichtigste Eigenschaft sieht? Eine toxische Maskulinität, die das Hilfesuchen, das Hilfe brauchen als Schwäche verspottet? Laufend werden auch andere Perspektiven hinzugezogen. Freunde, Nachbarn, und Bekannte werden befragt, aber auch sie haben das alle nicht kommen sehen.



Dabei schlüpfen die drei Schauspielenden (Patric Gehrig, Julia Schmidt, Jürg Plüss) in alle Rollen. Nur in der Figur des Reto überschneiden sie sich. Dabei zeigen sich alle äusserst facettenreich und erschaffen mit einer beeindruckenden Subtilität in kürzester Zeit dreidimensionale Charaktere. Erfrischend, ohne Pathos, glaubwürdig, faszinierend.

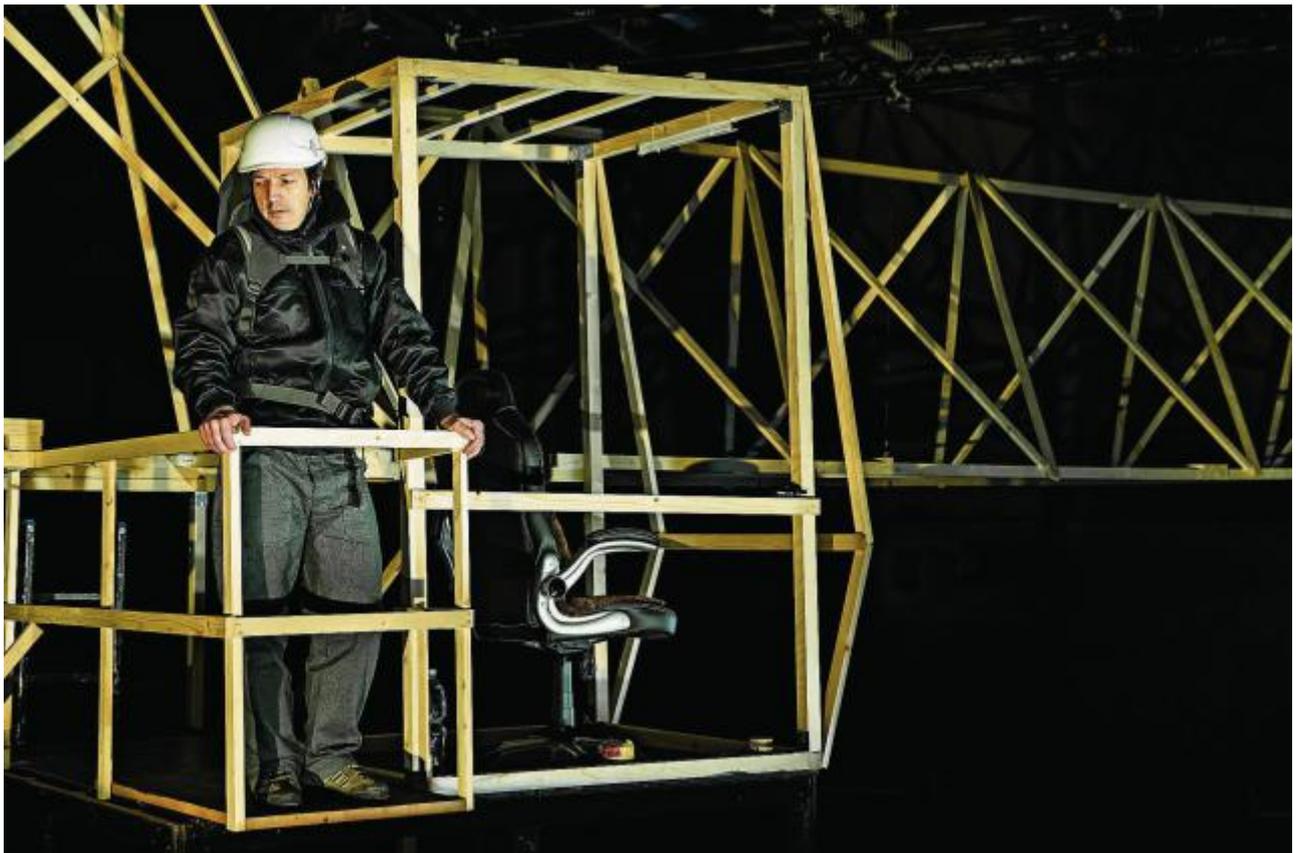
Die Technik scheint hier einen wichtigen Beitrag zu leisten, da der Umstand, dass man die Worte direkt über den Kopfhörer ins Ohr bekommt, viele Möglichkeiten eröffnet. Man fühlt sich den Figuren sehr nah, und die eingespielten Effekte ziehen einen noch tiefer in diese Welt hinein. Auch die Grossaufnahmen der Figuren, die immer wieder auf die Bushaltestelle projiziert werden und deren Innenleben suggerieren, schaffen Empathie.

In jeder Szene hängt man den Figuren an den Lippen. Gerade weil man genau weiss, wie diese Geschichte ausgehen wird, wirkt jeder Moment wichtig und scheint unausweichlich zum nächsten zu führen. Und dann steht der Bus wieder da, man steigt ein, und wird vom Ort des Geschehens, der geheim bleiben soll, wieder zurückgefahren. Die Sondersendung im Radio als Addendum. «Nach der Arbeit» gibt zwar keine klaren Antworten. Diese gibt es nicht. Aber das Stück stellt Fragen, über die es sich nachzudenken lohnt.

Luzerner Zeitung

18. Februar 2017, 18:42

Kranführer mit Altlasten



Patric Gehrig als Kranführer Markus im Theaterhaus Südpol: Von oben sieht er alles, aber sieht er die Dinge, wie sie sind? (Bild: Ingo Höhn/PD)

SÜDPOL KRIENS - Das Luzerner Kollektiv Zellstoff betrachtet in seiner neuen Inszenierung im Südpol die Welt aus der Sicht eines Kranführers. Trotz genialem Konzept – die Umsetzung könnte besser sein.

Julia Stephan

julia.stephan@luzernerzeitung.ch

Ist es Überblick oder Überheblichkeit? Berufstätige, die in ihrer Arbeit fürs grosse Ganze Details ausblenden, hören den Vorwurf der Arroganz andauernd. Auch Schreibtischtäter und Intellektuelle gelten schnell mal als abgehoben. Nicht zu Unrecht: Was, wenn dieser kühle, distanzierte Blick von oben tatsächlich die Tatsachen auf dem Boden nicht mehr sieht?

Der Sarner Theaterautor Dominik Busch, als promovierter Philosoph mit den schwer auflösbaren

Widersprüchen zwischen Theorie und Praxis gut vertraut, hat für die Luzerner Theatergruppe Zellstoff ein Stück geschrieben. Es verpflanzt diesen Konflikt dahin, wo Anpacken mit der Hand und der Blick für Details zumindest aus Sicht eines Schreibtischtäters noch gang und gäbe ist: auf die Baustelle.

Riesiger Holzkran beherrscht die Szenerie

Ähnlich wie schon bei ihrer Inszenierung in der inzwischen abgerissenen Luzerner Himmelrich-Siedlung nahm sich die Gruppe bewusst nur wenige Tage Zeit für Proben. Bei der Erstellung des Baugerüsts ist aus dem ursprünglich dialogisch angedachten Stück der Monolog eines einsamen und cholerischen Kranführers namens Markus geworden. Der schleppt familiäre Altlasten (ein unbekannter Vater) mit sich herum, hat ein schwer abzuschüttelndes Laster (Rauchen) und findet es die Höhe, wenn den Kollegen am Boden aus fehlender Übersicht wieder mal Fehler unterlaufen.

Bei der Premiere am Donnerstagabend im Krienser Südpol wurden die Zuschauer dank des grossartigen Holzkrans der Künstlerin Saskya Germann, dessen Führerkabine vor den Augen der Zuschauer schwebte, zum Komplizen. Der Kran machte den Bühnenboden mit seiner raumfüllenden Präsenz sinnigerweise zum dunklen Fleck der Geschichte. Was wir sehen, ist die Führerkabine. Was wir hören, sind die rhythmischen Baugeräusche aus der Tuba von Marc Unternährer. Doch was sich wirklich auf dem Boden abspielt, erfahren wir nur von Markus' Monolog.

Und der rauscht wie ein Strom durch den Schauspieler Patric Gehrig hindurch. Der betritt im Karohemd und mit fein säuberlich in Tupperware eingedosten Äpfeln und gerüsteten Gemüsestücken die Kabine wie der Wanderer einen Gipfel, um den Arbeitstag mit der Pedanterie eines Beamten zu beginnen.

Die Angst auf Distanz halten

Wie immer ist die grosse Stärke von Dominik Buschs Stücken auch ihre grösste Schwäche: Wieder ist die Konstruktion derart formschön, dass man ins Schwärmen kommen könnte ob der vielen thematischen Bezüge. Wir hören Markus zu, wie er von seiner sterbenden Mutter erzählt. Als der Arzt die tödliche Diagnose stellt, weiss er auch dann nicht seinen distanzierten Blick von oben gegen einen liebevollen abzutauschen. Stattdessen betrachtet er das lichte Haar seines Bruders.

Wir begreifen: Die Wahrheit kann dieser Mann nur ohne Gegenüber aussprechen, weil er die Wahrheit fürchtet. Hinter der Maske dieses Cholerikers – seinen Arbeitskollegen sagt er die Meinung nicht ins Gesicht, sondern speit sie mit viel Galle in der Führerkabine aus – sitzt ein zutiefst verunsicherter Mensch.

Dennoch wird es für Patric Gehrig mit Fortschreiten der Zeit schwieriger, diese One-Man-Show über eine Stunde durchzuziehen. Spricht so ein Kranführer wirklich oder ein am Schreibtisch entworfener? Der Text mit seinen in die Vergangenheit weisenden Hilfssätzen («du stehst», «du sitzt», «du sagst») bleibt letztlich eine Hilfskonstruktion für eine Geschichte der Einsamkeit, die als Monolog zu erzählen zwar reizvoll ist, der etwas Mehrstimmigkeit dennoch gut getan hätte.

Diesen Artikel finden Sie unter:

<http://www.luzernerzeitung.ch/nachrichten/kultur/Kranfuehrer-mit-Altlasten;art9643,969046>



Der Waldarbeiter sehnt sich nach einem Bier. Auch das ist Sehnsucht. (Bild: Ingo Hoehn)

Premiere im Luzerner Kleintheater

«Gott ist der Hintern einer Frau»

05.05.2016, 12:09 Uhr

Das Theater Zell:stoff feiert Premiere. Und das neue Stück «Der Weg der Lachse» von Dominik Busch überzeugt mit Witz und Tiefe. Doch obwohl es berührt, lässt es den Zuschauer etwas ratlos zurück.



Autor/in:

Jana Avanzini

@MON_KIND FOLGEN

Sehnsucht. Es geht einmal mehr um Sehnsucht. Sehnsucht, die Menschen antreibt, etwas zu tun. Oder vielleicht tun sie es nicht und bleiben mit ihrer Sehnsucht genau da, wo sie sind.

Volles Haus an diesem Mittwochabend im Luzerner Kleintheater. Das einheimische Theater Zell:stoff feiert die Premiere seiner neusten Produktion. «Der Weg der Lachse – Ein Abend mit Menschen die nicht da sind» von Dominik Busch, derzeit einer von drei Hausautoren am Luzerner Theater. «Eine theatrale Spurensuche zu Aufbruch und Rückkehr, zu Sehnsucht und Heimweh», nennt dieser das Stück.

Die gemeinsame Produktion von Sophie Stierle, Patric Gehrig und Dominik Busch entstand im Rahmen des Innerschweizer Kulturprojekts «Sehnsucht» der Albert Koechlin Stiftung. Eben, die Sehnsucht.

Und damit beginnt das Stück auch. Mit einem Gespräch zweier Lachse. Einem alten und einem jungen. Der alte ist heimgekehrt, um zu sterben, zurück aus dem Meer. Der junge sehnt sich nach dem Meer, welches er in den Augen des alten sehen kann.

Fabelhaft

Gespielt wird die Szene mit Fischköpfen aus Papier – eine grossartige Idee von Kostüm- und Bühnenbildnerin Saskya Germann. Es ist eine fabelhafte Fabel-hafte Umsetzung der ersten Szene. Durch sprechende Tiere lassen sich die Menschen einfach mehr sagen.

Die grossartigen Lichtstimmungen und Videoprojektionen von Kevin Graber kündigen sich bereits in der ersten Szene an. Von Unterwasser über Reflektionen, sphärischem Flackern, hin zum Wald und einer Bilderflut aus der Geschäftswelt – es funktioniert perfekt projiziert auf die fast leere Bühne – zwei Stühle, eine durchsichtige Gase als Leinwand und ein felsartiges Gebilde im Vordergrund. Das ist alles. Es dient den Spielern und dem Licht zu.



Dominik Buschs «Der Weg der Lachse» handelt von der Heimkehr. (Bild: Ingo Hoehn)

Das Stück besteht aus verschiedenen kurzen Geschichten:

Das Paar, welches zum ungeborenen Kind spricht. Liebevoll erst, flüsternd. Es ist totenstill im Theater. Man hört jedes Wort. Fast jeder Satz beginnt mit einem «Ich werde» oder «Du wirst». Eine Zukunft wird gezeichnet, die schön scheint – bis sie in fanatischen Rache- und Machtgedanken mündet.

Dann ein Videoeinspieler: Zwei Männer rennen fluchend und aufgebracht durch die dunklen Luzerner Strassen – rein ins Kleintheater – und tauchen im Zuschauerraum auf. Die Filmeinspieler würden live wirken, hätte das Wetter mitgespielt.

Textflut, Bildflut

Ein anderes Paar, welches jeden Tag dasselbe Gespräch führt, oder vielleicht doch nicht ganz. Ein wunderschöner Dialog – witzig und traurig zugleich.

Der Monolog von Adrian Furrer ist wortgewaltig. Vom Klackern der Rollkoffer, vom Spruch «Gott ist der Hintern einer Frau» bis hin zum HIV-Test. Unterstrichen wird er von einem Video, dessen Bilder das Ausgesprochene in wildem Zusammenschnitt zeigen. Manchmal ist Furrer den Videoaufnahmen voraus, dann wieder hetzt er hinterher. Man konzentriert sich auf die Wort-Bild-Beziehung und die Szene wird fast hypnotisch. Als er am Schluss vor der leeren Leinwand steht, ist man beinahe so nervös wie der Mann im

Wartezimmer.

Wer uns den ganzen Abend über nicht verlässt, das ist der Mann im Wald, Patric Gehrig. Mit einem eingeklemmten Bein unter einem Baumstamm verzehrt sich der Waldarbeiter nach einem Bier, nach Tabak, nach der Rosie im Bären und ihrem Gang zurück hinter den Tresen. Und das immer wieder. Das Publikum schwankt zwischen Ekel und Amüsement, wenn er bis ins Detail plant, wie er sein Bein mit dem Sackmesser selbst amputieren will. Mit welchem Messer er Fleisch, Muskeln, mit welchem er Sehnen durchtrennen will. Als er sich überlegt, ob die kleine Säge es durch den Knochen schafft, gibt sogar das schweizerisch zurückhaltende Publikum entsetzte Geräusche von sich.

Heimkehr per Video

Hinter dem feststeckenden Waldarbeiter und der Projektion von Bäumen und Fischschatten auf die Gase geht es nur halb sichtbar um Biologie. Ein Fernsehstudio, Radiostudio, Vortrag – man weiss es nicht. Zwei Menschen sprechen, sich ergänzend, über das Reise- und Paarungsverhalten von Lachsen.

Schliesslich der Monolog von Marie Gesien. Eine Frau erfährt nach dem Tod ihrer Eltern ein Geheimnis. Per USB-Stick. Sie verlässt die Bühne und fährt mit dem Taxi zum «Flughafen» – alias Luzerner Bahnhof. Wir begleiten sie per Videoprojektion. Und dann fällt das letzte Wort: «Heimkehr». Der Titel des Gedichts von Joseph von Eichendorff, welches der Taxifahrer rezitiert.



Patric Gehrig, Adrian Furrer (mitte) und Marie Gesien. (Bild: Ingo Hoehn)

Patric Gehrig, Adrian Furrer und Marie Gesien glänzen in jeder der vielen verschiedenen Rollen. Das Stück bekommt durch die vielen Wechsel keine Längen. Sobald man abdriften könnte, holt die Inszenierung von Sophie Stierle einen sofort wieder. Musikalisch manchmal etwas konzeptlos, pendeln die Einspieler bei Szenenwechsel zwischen dramatisch und «lüpfig».

Ratlos und begeistert

Als ich das Kleintheater nach 80 Minuten wieder verlasse, bin ich begeistert. Vom Text, vom Spiel und ganz besonders von den Bildern. Ich habe mich amüsiert, wurde berührt und zum Nachdenken angeregt.

Die Quintessenz, den roten Faden jedoch, den hab ich nicht gefunden. Es wären ganz kleine Überschneidungen, Wiederholungen, die es ausgemacht hätten, die verschiedenen Geschichten lose zu verbinden. So bin ich am Schluss etwas ratlos. Gibt es denn keine Moral von der Geschichte? Ratlos und doch begeistert.

Wir haben bereits über das Theater Zell:stoff berichtet. Den Artikel aus der Himmelrich-Zwischennutzung lesen Sie [hier](#).

Und auch mit Dominik Busch haben wir uns unterhalten. Das Interview finden Sie [hier](#).

- Am Freitag 6. Mai und am Samstag 7. Mai kann man sich «Der Weg der Lachse» noch im [Kleintheater](#), im Rahmen der «Heimspiele», anschauen.

NOCH MEHR KULTUR

Immer stromabwärts

www.kulturteil.ch/2016/immer-stromabwaerts/

Kleintheater Luzern, 04.05.2016: «Der Weg der Lachse» feierte gestern im Kleintheater Premiere. Die Koproduktion von Zell:Stoff mit dem Kleintheater Luzern ist Teil des Innerschweizer Kulturprojekts «Sehnsucht». Entstanden ist eine kurzweilige Collage aus einzelnen Szenen über Aufbruch, Rückkehr, Heimweh, Sehnsucht und Determination.

Von Pascal Zeder

Ein Naturschauspiel gibt dem Abend seinen Rahmen: Die Wanderung der Lachse. In der ersten Szene unterhalten sich ein alter, zum Sterben zurückgekehrter Lachs mit einem eben erst geschlüpften. Es geht um Sehnsucht. Sehnsucht nach dem weiten, metaphysischen Etwas, das sich Meer nennt. Es ist eingebrannt in die Augen des Alten und übt eine Faszination aus, derer man sich trotz offensichtlicher Gefahren nicht erwehren kann. Dieses Spiel der Fernweh und der Heimkehr wird zur Überschrift des Abends. Geschlossen wird mit Thees Uhlmanns Lied über das Nach-Hause-Kommen: «Zum Laichen und Sterben ziehen die Lachse den Fluss hinauf.»



Zu dritt führen sie durch den Abend: Patric Gehrige, Adrian Furrer und Marie Gesien nehmen verschiedene – doch stets namenlose – Rollen ein. Es gibt keine kohärente Handlung, nur einzelne Bilder, einzelne Szenen, perlkettenartig aneinandergereiht. Trotzdem verläuft das Stück entlang eines roten Fadens, der durch Wiederaufnahme von Abschnitten oder Leitbildern erkennbar gemacht wird. Die übergreifenden Themen Fern- und Heimweh schimmern stets durch die Handlung, doch scheint der Text auch in die Tiefe zu zielen. Krankheit wird thematisiert, immer wieder taucht Pathologie als Schicksal auf: Als Aids-Diagnose, als Amnesie nach einem Verkehrsunfall, als Leukämie. «Denk daran: Du stirbst.»



Manfred Lütz' berühmtes Zitat taucht öfters in meinem Kopf auf. Man fühlt in diesen Szenen beinahe eine Resignation gegenüber der Determiniertheit eines Lebens. Die Rückkehr der Lachse zum Sterben ist unbedingt, die Zyklizität des Vorgangs «Leben» ist desillusionierend.

Dominik Buschs Text berührt. Er bewegt sich innerhalb einer Komik, die stets das Potenzial zur Umkehr hat. Am eindrücklichsten zeigt sich dies am Monolog über ein kühles Bier. Der unbedingte Wunsch nach dem Genuss wird durch den Umstand in Proportion gestellt, dass der Waldarbeiter (Patric Gehrige), dem es nach Bier gelüstet, unter einer gefällten Tanne liegt. Ein Verstärkungsmoment, in welchem makabre Komik zu finden ist.



Regie führte Sophie Stierle. Die multimediale Inszenierung folgt dem Zell:Stoff-Konzept früherer Stücke, die Umsetzung gelingt auch in «Der Weg der Lachse». Die Spielereien mit

vorproduzierten Videosequenzen, Parallelschaltungen zwischen Schauspiel und Bild oder Ton, alles wirkt sehr durchdacht. Darüber hinaus wirken die Szenen nie überladen, der Fokus bleibt trotz der grossen Leinwand, die das Bühnenbild ausmacht, sehr stark auf den drei Schauspielern.

«Der Weg der Lachse» ist ein empfehlenswertes Stück Theater. Die Kurzweiligkeit, die durch den raschen Szenenwechsel und die Multimedialität entsteht, hält das ganze Stück durch an. Zell:Stoff hat eine weitere, sehr gelungene Inszenierung auf die Bühne gebracht, die sich selber in gewisser Weise treu bleibt und trotzdem dem übergeordneten Thema «Sehnsucht» Rechnung trägt. Äusserst sehenswert.

Spiel: Patric Gehrig, Marie Gesien, Adrian Furrer; Text: Dominik Busch; Regie: Sophie Stierle; Video/Technik: Kevin Graber; Bühne/Kostüm: Saskya Germann; Produktionsleitung: Anette von Goumoëns; Koproduzent: Kleintheater Luzern

Aufführungen: MI 4. Mai (Premiere), FR 6. Mai und SA 7. Mai, 20 Uhr, Kleintheater Luzern. Tickets: www.kleintheater.ch

Auch Lachse kennen Sehnsucht

THEATER Uraufführung im Kleintheater: Im Rahmen des Kulturprojekts «Sehnsucht» inszeniert die Theatergruppe Zell:Stoff Dominik Buschs Text «Der Weg der Lachse».

KURT BECK
kurt.beck@luzernerzeitung.ch

Abtauchen im Luzerner Kleintheater. Ohne die Luft anhalten oder sich Pressluftflaschen umschnallen zu müssen, kommt das Premierenpublikum in den Genuss eines Tauchgangs in die sauerstoffreichen Gewässer eines Gebirgsbachs und wird dabei Zeuge eines Gesprächs zwischen zwei Lachsen.

Das ältere, arg ramponierte Exemplar hat eine erschöpfende, gefährliche Reise hinter sich. Wie in seinem genetischen Code festgeschrieben, ist es aus dem Meer in jenes Gebirgsgewässer zurückgekehrt, in dem es als befruchtete Eizelle ins Leben gekommen ist. Der junge Lachs, vital, aber naiv, entdeckt in den todmüden Augen des Alten das Meer und seine unermessliche Weite, die umgehend seine Sehnsucht und Abenteuerlust entfachen. Er kann es kaum erwarten, die Flunder zu vermöbeln, während der Alte sich noch einmal kratzen lässt und sich sterbend in die Rückenlage dreht.

Eine Gemeinschaftsproduktion

Die erste Szene der Produktion «Der Weg der Lachse» zeigt das Ende einer Lachswanderung und ist zugleich ein Neustart des rätselhaften Lebenszyklus der Lachse, die im Süsswasser aufwachsen und als Ausgewachsene jahrelang im Meer herumrübern. Das

Stück ist ein Gemeinschaftsprojekt der freien Luzerner Theatergruppe Zell:Stoff, das im Rahmen des von der Albert Koechlin Stiftung initiierten und finanzierten Kulturprojekts «Sehnsucht» entstanden ist. Dominik Busch (Text), Patric Gehrig (Schauspiel) und Sophie Stierli (Regie) haben das Stück gemeinsam erarbeitet und mit Marie Gesien, Adrian Furrer (Schauspiel),

Saskya Germann (Bühne/Kostüme) und Kevin Graber (Videos) als Koproduktion des Kleintheaters realisiert.

Das Stück besteht aus einer Folge von inkohärenten Episoden, deren Klammer einerseits die Migration der Lachse und andererseits die Geschichte eines eingeklemmten Waldarbeiters bilden. Das Spiel auf der Bühne wird mehrmals mit live übertragenen Video-

szenen aus dem Aussenraum angereichert. Die eingespielten Videobilder erinnern an die Vergangenheit des Theaters als Tele-Café und lassen Möglichkeiten erahnen, die dereinst eine Salle Modulable bieten könnte.

HINWEIS

Weitere Aufführungen heute und morgen 20 Uhr im Kleintheater Luzern. www.kleintheater.ch



Am Ende seiner Reise angekommen: Eingangsszene des Stücks «Der Weg der Lachse» im Kleintheater Luzern.

PD/Ingo Höhn

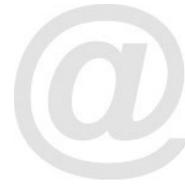
Datum: 14.02.2015

Der Bund

Online - Ausgabe

Der Bund
3001 Bern
031/ 385 11 11
www.derbund.ch

Medienart: Internet
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
UUpM: 208'000
Page Visits: 1'880'587



Online lesen

Themen-Nr.: 836.003
Abo-Nr.: 1092489

Der Horror im Badezimmerspiegel

Wenn die Angst sich in Kopf und Wohnung einnistet: Die Gruppe Zell:stoff zeigt im Schlachthaus das beklemmende 2-Personen-Drama «Draussen die Stadt».



Gespielt wird auch im Schlafzimmer, im Bad und in der Küche. Bild: zvg

Von Brigitta Niederhauser

Man kann seinen Schweiß riechen. So nah ist Tom für kurze Momente dem Publikum. Klaustrophobisch ist die Situation: Tom, eingesperrt in seinen Panikattacken, verlässt seit über einem Jahr die Wohnung nicht mehr. Schauspieler ist der ungefähr 40-Jährige, und alles war gut, die Karriere, die Liebe, bevor er plötzlich beim Gemüseschneiden keine Luft mehr bekam und Panik sein Leben beschlagnahmte.

Sein Drama offenbart Tom nicht auf der Bühne des Schlachthauses, sondern im dritten Stock des Theaterhauses, in der Gastwohnung für Künstler. Gespielt wird auch im Schlafzimmer, im Bad und in der Küche. Diese Szenen werden per Video grossformatig an die Wand des Wohnzimmers projiziert. Dicht gedrängt sitzen dort die 25 Zuschauer, kein Ausweichen ist da möglich, weder für sie noch für Tom und dessen Freundin Pia.

Gemeinsam wortlos

Toms Story ist inspiriert von den Erfahrungen des Luzerner Schauspielers Patric Gehrig, der auch die Hauptrolle spielt und zusammen mit dem Zürcher Autor Dominik Busch das Stück «Draussen die Stadt» für seine Gruppe Zell:stoff entwickelt hat. Im Bademantel vegetiert Tom im gestylten Interieur daher, wo Pia am Abend wortlos Müll und Flaschen wegräumt. Immer wieder versucht die Freundin die Huis-clos-Situation aufzubrechen, in die das Paar durch Toms Krankheit hineinmanövriert wird – vergeblich.

So beklemmend dieses Setting für das Publikum ist – Gehrig gelingt es, ganz ohne Selbstmitleid und Larmoyanz die Ausweglosigkeit, die zunehmend das junge Paar lähmt, sichtbar zu machen. In der geschickt unterkühlt gehaltenen Inszenierung von Sophie Stierle sorgen vor allem die Videoszenen vor dem Badezimmer für starke Momente: Angsterfüllt ist Toms Blick bei diesen Selbstprüfungen, mit wirren Kritzeleien versucht er die Gespenster, die ihn bedrängen, auf dem Spiegel zu bannen, während Pia all die Möglichkeiten und Erwartungen einer jungen hippen Generation durchdekliniert. Lakonisch und unaufgeregt zeigen Patric Gehrig und die Berliner Schauspielerin Annette Lober das Auseinanderdriften der beiden, die wachsende Gereiztheit, die Wut und den Frust. Das Ausmass ihrer Tragödie wird ganz beiläufig illustriert. «Warum bleibst du bei mir?», fragt Tom. So sehr er sich bemüht, die Frage nicht allzu vorwurfsvoll zu formulieren, so traurig und verständnislos ist Pias Schweigen. Denn da war einmal ein Glück, ein grosses, doch der zerstörerischen Kraft von Toms Krankheit ist es nicht gewachsen.

Kein Happy End ist Tom und Pia beschieden – aber Patric Gehrig, mit einem eindrücklichen Stück Theater.

Weitere Aufführungen: heute Samstag 20.30 Uhr, Sonntag, 15. 2. 19 Uhr, Dienstag, 17. 2., 20.30 Uhr.

(Der Bund)(Erstellt: 14.02.2015, 10:27 Uhr)

KULTURSTATTBERN.CH – 13. Februar 2015

«Draussen die Stadt»

Gisela Feuz am Freitag den 13. Februar 2015

Er hätte Spielberg nicht zusagen können, weil er eben mit Tarantino in Verhandlungen gesteckt sei. Und dann sei die Angst gekommen. Panikattacken. Und seit dem brauche er einen Vorhang, hinter dem er sich verstecken könne. Seit über einem Jahr hat Schauspieler Tom seine Wohnung nicht mehr verlassen, teure Termine bei der Psychologin nimmt er nicht wahr, die unbezahlten Rechnungen stapeln sich, Vorsprechen für Rollen liegt nicht drin und nun läuft diesem bedauernswerten Kerl auf noch das Liebesleben aus dem Ruder.

Geschrieben hat «Draussen die Stadt», das Stück rund um das Schicksal von Tom und dessen Freundin Pia, der Zürcher Autor Dominik Busch, der sich schon seit Längerem mit dem Thema Angst beschäftigt. In einer Art Kammerspiel wird in der Künstlerwohnung über dem Schlachthaus theater der Alltag von Tom und Pia gezeigt und vorgeführt, wie sich die beiden entgleiten. Das Publikum sitzt dabei im Wohnzimmer des Paares und kann per Video-Schaltungen auch das Geschehen in Badezimmer und Küche verfolgen. Hautnah dran ist man somit, wodurch die drückenden Enge der Wohnung, Toms Isolationszelle, noch verstärkt wird.



Badezimmer-Schaltung, die Monster mauern

Es ist ein starkes Stück, welches Busch konzipiert hat, das einem eindringlich vorführt, welche zerstörerische Wirkung Angstzustände haben und wie unfassbar und ungreifbar sie für Aussenstehende bleiben (müssen). Pia begegnet Toms plötzlich aufkommender Angst mit umsorgender Nachsicht, die er ihr im Endeffekt aber doch nur vorwirft. Tom wiederum verfällt zusehends seinen «Monstern», die seine Wohnung bevölkern und sämtlichen Kontakt zur Aussenwelt blockieren und muss die Stirnlampe zu Hilfe nehmen, um zumindest noch ein bisschen Licht in sein Seelendunkel zu bringen.

«Draussen die Stadt» ist ein eindringliches und beklemmendes Stück Theater. Aber nicht nur. Die Schwere der Thematik wird immer wieder auch gebrochen durch vergnügliche weil allzumenschliche Selbstreflexionen («Ich sollte wohl doch Yoga machen») und das Kommentieren des eigenen Tuns der Figuren macht diese als Personal eines Stücks sichtbar, durchbricht damit die Identifikation und stellt somit immer auch wieder eine wohlthuende Distanz her. Und im Übrigen: grossartiges Spiel von Annette Lober (Pia) und Patric Gehrig (Tom).

«Draussen die Stadt» wird noch an folgenden Daten gezeigt: FR 3.2., SA 14.2., SO 15.2. und DI 17.2., und zwar in der Künstlerwohnung über dem Schlachthaus theater.



Patric Gehrig als Tom und Annette Lober als Pia spielen in einer Brunner Privatwohnung Theater. Bild Silvia Camenzind

Bühne | 24. Januar 2015



Privater kann man Theater kaum spielen

Sie geht aus. Er bleibt zu Hause, weil er wegen Panikattacken nicht mehr nach draussen kann: was für ein Theater in einer Privatwohnung.

BRUNNEN – Für dieses Theater geht man an die Eisengasse 3, steigt dort viele Treppen hoch und tritt in eine Altbauwohnung. Patric Gehrig, der Tom spielt, und Annette Lober, sie spielt seine Freundin Pia, begrüßen die Besucher und führen sie in den Wohnraum. Man sieht, hier wird gelebt. Und hier wird gespielt, vor lediglich 25 Personen. Ein Minipublikum für ein etwas mehr als einstündiges Spiel in intemem Rahmen. Man fühlt sich wie eine Fliege, die einem Paar beim Bewältigen des Alltags zuschaut. Privater kann man Theater kaum spielen.

Publikum darf in das Schlafzimmer

So real und privat wie die Wohnung ist auch Patric Gehrigs Problem. Bevor es losgeht, bittet er das Publikum ins Schlafzimmer, erzählt, auf welchen Umwegen er zum Theater fand und dass er unter Panikattacken litt. Ist das nun Realität oder schon Spiel?, fragt man sich. Tatsächlich ist es Realität. Er schaffte es wegen der Attacken nicht mehr, die Wohnung zu verlassen. Dies gab ihm die Idee zum Kammerspiel, zu dem Dominik Busch den Text lieferte und Sophie Stierle, die in Brunnen lebt, Regie führte. Im Kammerspiel wird das Problem zugespitzt, nicht nur ein paar Tage dauern die Attacken an. Tom, der Schauspieler, schafft es bereits während eines Jahres nicht, die Wohnung zu verlassen. So etwas setzt dem Mann zu, der Frau und der Beziehung. Wie sehr, erlebt das Publikum im Wohnzimmer hautnah mit. Dank einer Leinwand über dem Sofa sieht man, was in der Küche läuft, was im Bad. Wie sie sich schminkt, wie er malt, imWahn. Es gibt Rückblenden und sogar eine in die Zukunft. Das ist raffiniert konstruiert, gut getextet und hervorragend gespielt. Ein Glück für die insgesamt 75 Leute, die sich ein Ticket gesichert haben. Auch die heutige dritte und letzte Aufführung im Rahmen von Kultur Brunnen ist bereits ausverkauft.

Ein Mann fühlt sich wie «ein Schneemann im August»

SÜDPOL Die Theatergruppe Zell:stoff zeigt das Stück «Draussen die Stadt»: ein bedrückendes Kammerstück in einer echten Wohnung.

Draussen im Bad erlähmt Tom (Patric Gehrig), auf den Spiegel zeichnend, sein Befinden anhand des Romans «Paarbildung» von Urs Faes; er fühle sich wie diese Romanfigur und brauche einen Vorhang, um sich zu schützen. Nach draussen traut er sich nicht mehr – er sei «draussen wie ein Schneemann im August». Die Badezimmerzene wird live in Bild und Ton übertragen, projiziert auf eine weiss verklebte Wand. Eine Fensterfront ist übersät mit düsteren Zeichnungen. Wie manisch bringt Tom Alptraum-Motive zu Papier.

Panikattacken und Angstzustände

Er leidet an Panikattacken mit Symptomen wie Angstzuständen, Schweissausbrüchen, Herzflattern. Seine Geschichte und die gemeinsame mit seiner Partnerin Pia (Annette Lober) werden nicht chronologisch erzählt. Dazu wird das Spiel von «Draussen die Stadt», das

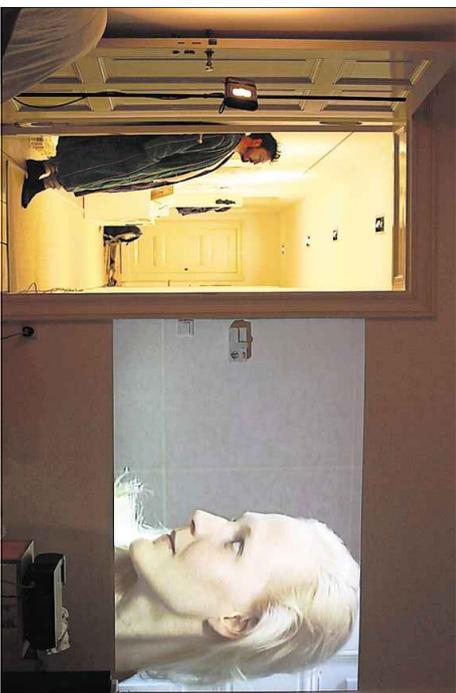
am Mittwoch im Südpol-Premiere feierte, wiederholt medial gebrochen. Zeitliche und örtliche Ebenen durchdringen sich.

Tom ist Schauspieler, der nicht arbeiten kann. Dafür geht Pia arbeiten. Eigentlich würde sie sich gern ihren Kunstprojekten widmen. Bis sie tatsächlich einen renommierten Preis zugesprochen bekommt. Die freudige Nachricht teilt sie ihrem Vater auf Telefon mit. Das Videobild dazu ist geteilt, zeitgleich sind Tom und Pia im Bild. Sie spricht mit dem Vater, und Tom kommentiert.

Herumhängen im Dunkeln

Tom ist gefangen durch seine Krankheit. Er hängt den ganzen Tag in Trainingshose und Morgenmantel herum, bisweilen gar im Dunkeln, während allein seine Strahlampe leuchtet. Den Telefonbeantworter hat er seit einiger Zeit nicht mehr abgehört, eine Stromrechnung liegt auch schon länger da. Plakann ihn auch nicht mit begehrten Konzertkarten locken. «Ich kann nicht. Tom traut sich das nicht zu.» Dass alles einmal anders normal, war, zeigen Videobilder aus gesunden, glücklichen Tagen.

«Draussen die Stadt» von Zell:stoff ist ein Kammerstück im buchstäblichen Sinn. Die Szenerie liegt nicht auf einer Bühne, gespielt wird in einer echten



Patric Gehrig als Tom, rechts Annette Lober als Pia. Szene aus dem Stück «Draussen die Stadt». PD

Wohnung. Es ist die Südpol-eigene Doppelstöckige Künstlerwohnung; ein privater, «authentischer» Ort, der öffentlich gemacht wird. Man sitzt ganz nahe am Geschehen, im selben Zimmer wie die Darstellenden. Selbst die einmal genannte Adresse stimmt: «Arsenalstrasse 28».

Pia hält es nicht mehr länger aus. Tom hatte sie noch gefragt: «Wärum bleibst du bei mir? Pia, du verpfluscht dein Leben.» Allein in der Wohnung, versucht Tom sich «Lebenshilfe» zu holen. Er wendet sich in seiner Not an eine Mikeshiva-mässige Abrockerin («CHF 4.50/

Minute») von «Panic Chat». Ein ungleichbiges Unterfangen.

Vermittellicher Trost

Nie quälertisch, aber mit beeindruckender Wirkung berichtet «Draussen die Stadt» auf intensive, dicke Theaterart von unverschuldetem Gefangenensein und von Ausbruchs- und Befreiungsversuchen. Schon meint man in der Szenenfolge Tröstliches zu erleben. Das Live-Video aus dem Bad, wo Tom sich ein weisses Hemd anzieht, ist nur verblüffend gleichzeitig. Man erkennt es. Tom in bewährter Aufmachung wieder in die Stube tritt. Das Videobild bleibt stehen. Es entpuppt sich als Trugbild.

Im Rahmen eines Arbeitstendenzums des Kantons Luzern in Bern hat Patric Gehrig aus direkter Betroffenheit Idee und Konzept zum Stück entwickelt, das nach ersten «Showings» in Berlin nun nach Luzern gekommen ist. Für die Regie konnte Sophie Stietzel gewonnen werden, welche die Textfassung von Dominik Busch inszeniert hat.

URS HARTMANN
Kultur@uz.ch

HINWEIS

Die weiteren Vorstellungen im Südpol Luzern (Künstlerwohnung) von heute bis Sonntag, 20 Uhr, sind ausverkauft. Eine Wiederaufnahme im Südpol ist für den Herbst geplant. www.sudpol.ch

KULTURTEIL.CH – 05.Februar 2014

Wer hat Angst vor der Angst?

Südpol Künstlerwohnung, 04.02.2014: Gestern fand, nach zwei Previews im letzten Jahr, die Generalprobe von «Draussen die Stadt» statt. Entstanden ist eine multimediale Tour de Force, die die theatereigene Intimität des Zuschauers bricht und Sehgewohnheiten auf mehreren Ebenen unterminiert.

Von Heinrich Weingartner

Mit der Voranstellung philosophischer Zitate ist das so eine Sache. Entweder versucht man mittels des ach so gescheiterten Aphorismus die fehlende Qualität des Werks zu kaschieren, oder sagt, was man eigentlich mit der erzählten Geschichte sagen wollte. «Angst hat den ganzen Kopf voller Augen», eine Äusserung Friedrich Nietzsches, begleitete im Vorfeld den Web- und Medienauftritt der neuesten Zell:Stoff-Produktion (mit Patric Gehrig als künstlerischem Leiter). Der Satz funktioniert in diesem Fall, weil er zum stückinternen Prinzip wird, der sämtliche Szenen betiteln könnte. Der Alltag eines an Panikattacken erkrankten Schauspielers wird zu einem verschachtelten Spiel aus Sehen und Gesehenwerden, das auch den Zuschauer dazu zwingt, den ganzen Kopf voller Augen zu haben.

Tom (Patric Gehrig) verlässt seine Wohnung nicht mehr. Briefe und leere Flaschen stapeln sich, der Anrufbeantworter ist zum Archivar der Stimmen des Draussen geworden. Tom hört ihn ab, ohne eine Miene zu verziehen; es geht ihm lediglich darum, das Draussen vom Drinnen zu unterscheiden und die Kontrolle über beide Teile zu behalten. Seine Freundin Pia (Annette Lober) hält seine Angst vor dem Kontrollverlust über das eigene Ich nicht mehr aus, will wieder leben und verlässt ihn schliesslich. Autor Dominik Busch liess für «Draussen die Stadt» mehrere Fallgeschichten einfließen, um die zerstörende Wirkung von Panikattacken auf zwischenmenschliche Beziehungen in einer klassischen Paarsituation zeigen zu können. Auch Patric Gehrig selber erkrankte 2012 an Angststörungen. Er und Lober spielen ihre Rollen in einer zuweilen unheimlich minimalistischen Weise, die den Zuschauer irritieren kann. Aber nicht lange. Nämlich bis man merkt, dass diese beiden eigentlich keine überzeichnete Theaterrolle mehr spielen, sondern Menschen, die wir kennen könnten und deren Privatsphäre wir gerade voyeuristisch durchforsten.

«Draussen die Stadt» ist in einigen Belangen so filmisch, wie ein Theaterstück überhaupt sein kann. Mittels einer statischen Beamerprojektion werden Räumlichkeiten gezeigt, die wir nicht sehen können und in denen die Figuren gerade streiten, spielen oder bei einer fiktiven «Panic Hotline» um Hilfe suchen. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers schweift so hin und her und im Kopf des Zuschauers entsteht ein Film, der die Fragmentierung des Ichs bei Panikstörungen und den von Kontrollsucht getriebenen Versuch des nachträglichen Zusammenlebens für den Zuschauer spürbar macht.

Ein zentrales Element, dass diese fragmentarische Stossrichtung ebenfalls forciert, ist, dass die direkte und indirekte Rede (die Beschreibung des Geschehens) von Tom und Pia nahtlos ineinander über laufen und so für eine stetige Verdopplung und Verschachtelung der Theatererfahrung sorgen. Ein Theater, dass so nah ist wie möglich, den Zuschauer akustisch, visuell und erzähltechnisch ständig vor den Kopf stösst und die übliche Intimität zwischen ihm und den Spielern bricht. Nur auf diese Weise, indem man den Zuschauer an Orte bringt, an die er gar nicht hin wollte, kann man wohl dafür sorgen, dass «Panikstörung» nicht nur ein Wort bleibt, eine Schublade, die einordnet und relativiert. Ein erhellendes Kammerspiel fernab klassischer Theatervorstellungen.

Künstlerische Leitung: Patric Gehrig (Idee und Konzept), Dominik Busch;
Text: Dominik Busch; Regie: Sophie Stierle; Spiel: Annette Lober, Patric Gehrig; Musik / Komposition: Mareike Hube; Szenische Einrichtung: Nina Steinemann; Video / Licht & Tontechnik: Kevin Graber.

Aufführungen: MI 5. Februar (Premiere) bis SO 9. Februar, 20 Uhr,
Künstlerwohnung Südpol.

[Weitere Informationen](#)



Um Panikattacken und Angstzustände geht es im Stück «*Draussen die Stadt*», das am 5. Februar im Südpol Premiere feiert. Ausgehend von persönlichen Erlebnissen entstand ein Kammerspiel, das künftig auch in Privatwohnungen zu sehen sein wird.

Draussen die Stadt – drinnen die Angst. Seit er ohne erkennbare Gründe an plötzlichen Angstzuständen leidet, verlässt Tom (Patric Gehrig) die Wohnung nicht mehr, die er sich mit seiner Partnerin Pia (Annette Lober) teilt. Während er sich aus Angst vor dem «Draussen» zusehends isoliert, überschlagen sich in ihrem Leben die Ereignisse – doch wie viel kann sie ihm davon noch erzählen? Der Plot von «*Draussen die Stadt*» dreht sich um Angsterkrankungen und deren verheerende Wirkung auf Beziehungen.

Initiiert hat das Projekt der Luzerner Schauspieler Patric Gehrig, der mit Zell:Stoff, einer «freien Theaterplattform», seit 2009 vier Produktionen auf die Bühne gebracht hat. Gehrig erkrankte 2012 selber an einer Angststörung. Als er in seinem Freundeskreis davon erzählte, merkte er, dass er nicht alleine war: «Es gab Freunde und Bekannte, denen dasselbe passierte, die jedoch nie darüber gesprochen haben. Man schämt sich dafür, weil Angst sich nicht leicht erklären lässt. Gewisse Situationen sind so ab-

surd, im Nachhinein kann man darüber lachen.» Schwäche, so Gehrig, gestehe niemand gerne ein, und Angst gelte in unserer leistungsorientierten Gesellschaft wohl als zu grosse Schwäche. Ist das Stück ein Versuch, wieder Kraft zu gewinnen, sich selber zu therapieren? «Nein, ich muss nicht auf einer Bühne stehen, um mich zu therapieren. Ich will von etwas erzählen, das nicht nur mein Problem ist.»

Grösstmögliche Nähe

Gehrig spielt auf der Bühne nicht sich selber. Der Autor Dominik Busch hat verschiedene Fallgeschichten in das Stück einfließen lassen, das er ihm und einer ebenfalls direkt betroffenen Schauspielerin auf den Leib schrieb. Als sie aus persönlichen Gründen kurz vor den Proben aus dem Projekt aussteigen musste, fand man in der Berlinerin Annette Lober die «ideale Ergänzung». Zudem überarbeitete Busch seinen Text aufgrund des Wechsels komplett,

BÜHNE

sodass schliesslich zwei verschiedene Texte vorhanden waren. Gehrig: «Wir entschieden mit unserer Regisseurin Sophie Stierle, beide Texte in den Probenprozess einfließen zu lassen.» Es entstand eine erste Stückversion, die im vergangenen Herbst bei «Work in Progress Showings» vor einem interessierten Testpublikum in Berlin und Luzern gezeigt wurde.

Mithilfe von Fragebögen wurden die Zuschauerreaktionen aufgenommen und ausgewertet; dieses Feedback floss darauf in die Endproben mit ein. Spannend, so Gehrig, sei für ihn gewesen, dass sich die Zuschauer noch mehr Intimität und Intensität wünschten. Grosse Nähe zum Geschehen wird nämlich bereits durch die ungewöhnliche Spielsituation hergestellt: Als Bühnen dienten bisher eine Atelierwohnung in Berlin und die Künstlerwohnung im Südpol Luzern, wo auch die Premiere stattfindet. An den weiteren Gastspielorten wird «Draussen die Stadt» sogar in ganz privaten Wohnungen aufgeführt. «In einem Stück über einen, der nicht mehr hinausgeht, müssen die Theaterbesucher zu ihm kommen. In einer klassischen Bühnensituation bleibt man wohl zu distanziert. Wir möchten aber grösstmögliche Nähe schaffen.» Das beginne bereits mit dem Eintritt ins «Theater», bei dem man an einer fremden Wohnung zu klingeln hat. «Der Zu-

schaauer muss die Privatsphäre verletzen. Er ist mittendrin im intimsten Alltag eines Paares.»

Elias Zimmermann

**Zell:Stoff: Draussen die Stadt, MI 5. Februar bis SO 9. Februar, Künstlerwohnung Südpol Luzern
www.sudpol.ch; www.zell-stoff.ch**



Bilder: Kevin Graber

ART-TV.CH – Februar 2014

art-tv.ch
das kulturfernsehen im netz

HOME

RUBRIKEN

- ARCHITEKTUR | DESIGN
- THEATER | OPER | TANZ
- KINO | FILM
- KUNST | FOTOGRAFIE
- KULTURGESCHICHTE
- LITERATUR | BÜCHER
- MUSIK
- UNTERHALTUNG
- EXTRAS

ARCHIV

- > ARCHITEKTUR + DESIGN
- > **BÜHNE**
- TANZ

DRAUSSEN DIE STADT

00:19 / 04:41

Link: www.art-tv.ch/10592-0-Zellstoff-Draussen-die-Stadt.html

KULTURTEIL.CH – 22.November 2013

DRAUSSEN DIE STADT von Zell:stoff

Südpol Kriens, 22.11.2013: Normalerweise gastieren in der Atelierwohnung im Südpol Künstler oder Musiker, ausnahmsweise nimmt die Räume für drei Tage die Zell:stoff Produktion Draussen die Stadt in Beschlag. Wie bereits im Oktober in Berlin durchgeführt, kommt auch der Südpol in den Genuss eines Showings. Daher, es ist noch nicht die endgültige Fassung des Stücks zu sehen, bis zur Uraufführung am 5. Februar im Südpol werden noch Änderungen vorgenommen.

Von Stefan Zihlmann

Für die Besucher ist in der Stube gestuhlt, man sitzt eigentlich auf der Bühne, denn die Wohnung ist die Bühne. Die Stimmung ist Intim, es haben nur etwa 20 Leute Platz. Ich fühle mich inmitten der Leute etwas unwohl. Ich kann meine Beine nicht übereinanderschlagen, die Luft ist trocken, meine Verfassung immer noch etwas erkältet. Doch mein Unbehagen ist pipifax im Vergleich was die Hauptperson Tom (Patrik Gehrig) durchmachen muss. Er leidet unter Panikstörungen.

Es folgt ein Kammerspiel in dem der Zuschauer als Voyeur einbezogen wird, der in fast jede Ecke der Wohnung sieht, notabene ohne aufzustehen, dafür sorgen Kameras in Bad, Zimmer und Küche. Die Geschichte ist in neun Kapitel aufgeteilt und wechselt mehrmals von der Gegenwart in die Vergangenheit. Damals war die Welt von Tom und seine Beziehung mit der Künstlerin Pia (Annette Lober) noch in Ordnung. Doch von einem Tag auf den anderen wird Tom von Panikattacken ergriffen. Er zieht sich zurück. Seinen Job als Schauspieler kann er nicht mehr wahrnehmen. Schon nur die Wohnung für ein Casting zu verlassen ist für ihn unmöglich. Tom verschanzt sich in der Wohnung und irrt im Dunkeln mit einer Stirnlampe umher. Die Beziehung zu Pia zerbricht. Der Blick in die dunklen Ecken der eigenen Existenz wird zur unfreiwilligen Obsession. Am Schluss blickt das Stück in die Zukunft und schenkt dem Publikum einen (möglichen) Lichtblick.

Das multimediale Kammerspiel zieht den Zuschauer in seinen Bann. Die Sinne werden auf Unterschiedliche Weise stimuliert: Auf der Leinwand in der Stube sehen wir Einspieler aus der Vergangenheit oder die Szenen aus anderen Räumen. Die Wohnung wird fassbar, obwohl man in der Stube hockt. Der einzige Makel an diesem Trip ist, dass man wenig über das Thema Panikstörungen erfährt. Für einen Laien sind die Parallelen zu einer chronischen Depression offensichtlich, doch was sind dann die Unterschiede? Nichtsdestotrotz, an der Premiere im Februar kann man nochmals eintauchen und vielleicht auch das eigene Urteil revidieren.

Stefan Zihlmann - Kulturteil.ch / 22.11.13

Gefangen in der eigenen Wohnung

THEATER Der Luzerner Schauspieler Patric Gehrig leidet unter Panikattacken. Nun bringt er seine Geschichte auf die Bühne – in einer Wohnung.

CHRISTOPH REICHMUTH
christoph.reichmuth@luzernerzeitung.ch

Die Fensterläden sind verschlossen, die Luft stickig, Knäuel von Papier liegen verstreut am Boden, es wirkt unordentlich im Wohnzimmer von Tom, 39. Im Bademantel und in Finken schlurft er durch die Stube. Den Bademantel trägt er auch tagsüber. Schon gestern war das so, schon vorige Woche, schon seit ein paar Monaten lässt er Jeans und Jacke im Kleiderschrank. Pia, seine Freundin, kehrt von einem Grillfest bei Freunden in die gemeinsame Wohnung zurück. Es ist schon spät am Abend. Pia ist eigentlich guter Laune. «Wie geht es Andreas? Sind Markus und Daniela noch zusammen? Hat Henry wieder auf seiner Gitarre gespielt?» Tom löchert Pia mit Fragen. Es ist seine Möglichkeit, von jener Welt dort draussen etwas mitzubekommen, von der er sich abgeschottet hat. Denn Tom ist Gefangener seiner selbst. Er leidet an Panikattacken. Wie aus dem Nichts haben sie Beschlag genommen von ihm. Seither wagt er sich nicht mehr aus dem Haus, getraut sich nicht mehr, auf der Bühne zu stehen und seiner Arbeit nachzugehen. Und er besucht nicht einmal mehr die Freunde, wenn die zum Grillabend laden. Daheim ist Tom nicht glücklich, aber er ist in Sicherheit.

Erfahrung mit den Angstattacken

Diese Szene steht zu Beginn des rund 90-minütigen Theaterstücks «Draussen die Stadt», das Ende Oktober in einer 3-Zimmer-Wohnung im Bezirk Berlin-Mitte aufgeführt wurde. Der Publikumsraum befindet sich mitten im kleinen Wohnzimmer der beiden Protagonisten. Bloss 20 Leute finden Platz, sie sind quasi mittendrin in der Szenerie und erleben hautnah mit, wie Pia (Annette Lober) und Tom (Patric Gehrig) versu-

chen, an ihrer Liebe festzuhalten. Verlassen Gehrig oder Lober den Raum, um ins Badezimmer oder in die Küche zu gehen, wird die Szene live per Video auf eine Leinwand projiziert.

«Draussen die Stadt» ist eine eindrückliche schweizerisch-deutsche Produktion. Protagonist und Ideengeber ist der Luzerner Schauspieler Patric Gehrig (42). Die Geschichte des an Panikstörungen erkrankten Tom ist auch die Geschichte von Patric Gehrig. Im vorigen Jahr erkrankte der Schauspieler an den scheinbar grundlos und plötzlich auftretenden Angstattacken. Er verkroch sich zehn Tage in seiner Wohnung in Luzern, mied die Öffentlichkeit aus Angst, die Panik könne wieder Beschlag von ihm nehmen. Mit Hilfe eines Psychologen lernte Geh-

rig, mit der Krankheit, von der etwa jede zehnte in der Schweiz lebende Person betroffen ist, umzugehen.

Sarner Autor schreibt Drehbuch

Nachdem Gehrig im Zuge der Kunstförderung vom Kanton Luzern das viermonatige Atelierstipendium in Berlin gewonnen hatte, war für den Gründer der Theaterplattform «Zell:stoff» schnell klar: Er will die eigene Geschichte in einem Theaterstück thematisieren. Der in Sarnen geborene Zürcher Autor Dominik Busch verfasste in Zusammenarbeit mit Gehrig die autobiografisch gefärbte, wenn auch fiktive Geschichte von Tom und Pia. Gehrig holte für seine Produktion die Luzernerinnen Nina Steinemann (szenische Einrichtung) und Annette von

Goumoën (Produktionsleitung), den Luzerner Kevin Graber (Video-/Licht-/Ton-technik), die gebürtige Deutsche, in Zürich wohnhafte Regisseurin Sophie Stierle sowie die Berlinerinnen Annette Lober und Mareike Hube (Musik) in sein Team. Herausgekommen ist eine berührende wie auch mutige Geschichte über die Liebe eines jungen Paares, das zusehends unter der Krankheit von Tom zu leiden hat. Herauszuheben gilt es die Professionalität und die schauspielerische Leistung von Annette Lober und Patric Gehrig. Sie halten die Spannung und Intensität in diesem bemerkenswerten Zwei-Personen-Spiel bis zum Ende hoch.

Gehrig und sein Team tüfteln weiter an «Draussen die Stadt». In Berlin wurde das Stück in drei sogenannten Work in

Progress Showings einem kleinen Publikum vorgeführt. Gleiches wird nun nächste Woche in der Künstlerwohnung des Luzerner Südpol geschehen (ausverkauft). Nach der Aufführung tauscht sich das Produktionsteam mit dem Publikum bei einem Glas Wein über das Stück aus. Per Internet dürfen die Gäste zudem Kritik äussern. «Einzelne Szenen werden verändert, andere leicht angepasst. Ziel ist es, das Stück bis zur Premiere im Februar zu optimieren», erklärt Gehrig. Die Premiere findet am 5. Februar 2014 in der Künstlerwohnung des Südpol in Luzern statt. Weitere Aufführungen folgen in München, Zürich, Basel und Bern.

HINWEIS

Weitere Infos unter www.zell-stoff.ch



Der Luzerner Schauspieler Patric Gehrig als Tom und die Berlinerin Annette Lober als Pia im Stück «Draussen die Stadt». Wenn sie den Zuschauer Raum verlassen, wird die Szene auf einer Leinwand live gezeigt. PD

Reflexionen in der Kehrlichthalde

THEATER Ein Mensch, der Welt fremd geworden, wühlt im Müll des eigenen Bewusstseins. «Hinter Gardinen» hatte Premiere im Südpol.

Wie Diogenes aus der Tonne schält sich der Mann aus einem Güselcontainer, zwei weitere stehen daneben. Niemand weiss, wer er ist, wo er sich befindet und weshalb. Später fallen unter kreischendem Getöse immer wieder mal ein paar Abfallsäcke auf die Bühne. Der Mann ist ganz allein hier, privat gewissermassen, er trägt nichts als Unterhemd und -hosen. Kontakte zu realen Menschen pflegt er nicht, aber «schön, dass ihr da seid», sagt er.

«Hinter Gardinen» heisst dieses Einpersonenstück über Rückzug und Realitätsverlust, eine Produktion der Luzerner Theaterplattform «Zell:stoff», die noch bis morgen Samstag im Südpol Luzern zu sehen ist. Gitta Lehner, Sozialarbeiterin und Autorin von Romanen und Bühnenstücken, entwickelte den Stoff zusammen mit Schauspieler Patric Gehrig. Die beiden hatten 2010 ihre Zusammenarbeit schon für ein Stück über Kindstötung («Eva und Heinz - wenn Liebe nicht reicht») erprobt.

Freiwillige Isolation

Das Stück stehe «für eine Abschottung nach aussen und innen, den Rückzug von zu nahe kommenden Dritten, die Isolation von Unerträglichem im Unterbewusstsein», sagen die Autoren. Dies deutet zumindest an, dass der Spielfigur ihr Alleinsein von aussen aufgezwungen



Ein Mann (Patric Gehrig) ganz allein.

PD

wird, sie sich also in einer Gefangenschaft befindet, über deren Gründe sie nichts weiss. Doch der Aufenthalt in der

Kontakte zu realen Menschen pflegt der Mann nicht.

Zelle, die in der Inszenierung auf einer Art Kehrlichthalde des eigenen Bewusstseins zu einer starken Metapher wird,

scheint zumindest halbwegs freiwillig stattzufinden – als wolle die Figur so herausfinden, was sich hinter den Gardinen des eigenen Ichs befindet.

Auf sich selber zurückgeworfen, wühlt der Mann also auf einer Kehrlichthalde in seinem Leben, er führt Selbstgespräche über seine Herkunft, seine Erlebnisse und Erinnerungen. Patric Gehrig spielt ihn packend und überzeugend, sein Schwanken zwischen heller Selbsterkenntnis und dunklen, wahnhaften Schüben, zwischen Bezugnahme auf die «normale» Realität und plötzlichen irrliegenderen Tiraden.

Vor allem eine verdrängte Familiengeschichte scheint in ihm aufzubrechen. Manisch wiederholt er das Mantra seines übermächtigen Vaters, der Architekt war, Gebäude um Gebäude errichtete und der Familie die Idee der «verschworbenen Gemeinschaft» eintrichterte. Dritte haben da keinen Platz oder dann nur als «jünger» des Vaters, der seinen Sohn für eine «Enttäuschung» hält.

Hinzugefügte Freunde

Etwas unvermittelt schafft das Stück schliesslich auch Bezüge zur Einsamkeit des sozial vernetzten Menschen des 21. Jahrhunderts. Sind ihm die realen Freunde längst abhanden gekommen, wie der Mann erzählt, kann er jederzeit virtuell welche suchen und finden. Selbst die Zuschauer sind seine Freunde. Aber auch sind sie bloss hinzugefügte.

STEFAN CHRISTEN
stefan.christen@neue-lz.ch

HINWEIS

► «Hinter Gardinen», Spiel/Produktionsleitung: Patric Gehrig, Text/Regie: Gitta Lehner, Musik: Mareike Huber. Weitere Aufführungen: Heute und morgen, 20 Uhr, Südpol Luzern. www.sudpol.ch ◀

Was verbirgt sich hinter den Gardinen

*Wie reagiert der Mensch in vollkommener Isolation? Wie fühlt sich ein Realitätsverlust an? Und was, wenn wir plötzlich vergessen werden? Die jüngste **Zell:stoff**-Produktion «Hinter Gardinen» liefert unbequeme Antworten auf unangenehme Fragen und feierte gestern im Südpol Premiere.*

Von Simon Meienberg

Der Gong liess verstummen, was sich eben noch mit munterem Geschwätz an der Bar tummelte. Man betritt den Saal, setzt sich und ist gespannt.

Die Stille scheint fast unerträglich, doch keiner wagt sie zu durchbrechen. Hat sich da gerade was bewegt? Nichts. Die erwartete Regung bleibt vorerst aus – vorerst. Denn kaum hat man sich an die Stille gewöhnt, da kriecht auch schon Max (Patric Gehrig) aus dem umgekippten Container.

Ein Quadrat, drei Stühle, ein Tisch, drei Container, ein umgekippter und zwei stehende, und um das Ganze herum häuft sich der Müll. Das ist Max Uniweltum, wie er es nennt. Sein lang ersehnter Schrebergarten, der so ganz und gar nicht in Vaters beengendes Gesellschaftsbild passen wollte. Isoliert vom Rest der Welt, deren Ansprüchen er nicht genügte, vegetiert Max im Trümmerhaufen seiner Psyche. Und das obwohl sein Vater alles daran gesetzt hatte aus Max einen Mann von Welt zu machen. Einen, dessen goldene Worte Türen öffnen können. Türen, die vielleicht besser geschlossen bleiben, denn sind sie erst einmal geöffnet so gibt es kein zurück mehr.

Max einziger Draht zur Aussenwelt ist ein Telefon, das sich durch ein schrilles Klingeln anmeldet. Ansonsten gibt es kein Entrinnen aus der Einsamkeit. Der aufmerksame Betrachter wird zum Zeugen und vielleicht sogar zum Leidensgenosse eines Gefangenen.

Anfangs bemüht Max sich rege um einen Dialog mit seinen imaginären Freunden aus dem Publikum. Seine verzweifelten Versuche bleiben jedoch unbeantwortet. Und so zieht er sich im Laufe des Stücks immer mehr zurück in die Isolation. Nur einige wenige Male bricht er aus, zumindest verbal. Doch bald findet er wieder zu seinen Selbstgesprächen zurück und schaut abermals zu seinem erfolgreichen Vater hoch. Ein Idol, dem er wohl nie entsprechen wird.

Max Gemütszustand schwankt unwillkürlich zwischen Wahnvorstellung, klarem Bewusstsein und in der Verrücktheit gipfelnden Kontrollverlusten. Seine Gedanken drehen sich vor allem um die eigene Kindheit, in der es sich dem Diktat der Gesellschaft zu unterwerfen galt, so wollte es der Vater. Geführte Gespräche mit seinen strengen Eltern suchen ihn mit verzerrter Stimme heim und lassen sein Leiden zumindest erahnen. Gewitzte Wortspiele und Sinnverdrehungen unterstützen den Inneren Kampf mit dem Wahn.

Das schwer zu begreifende Stück von Gitta Lehner lässt viel Raum für Interpretationen offen.

Vielleicht ein bisschen zu viel. Das Publikum ist sich nicht einig und ein wenig verstört. Was symbolisieren die fliegenden Müllsäcke eigentlich? Wieso immer diese Abschweifungen in die Kindheit? Fragen, die vielleicht nur die Protagonisten beantworten können.

Weitere Aufführungen: FR 9. und SA 10. Dezember, 20 Uhr, Südpol Luzern

Südpol und Kleintheater Luzern

Das macht die freie Theaterszene stark

Die neue Förderplattform «Tankstelle» zeigt ihre ersten Produktionen. Diese bestärken und widerlegen zugleich die Vorurteile und Klischees zur freien Szene.

VON URS MATTERBERGER

Freie Theatergruppen sind flexibel: Sie reagieren spontan auf aktuelle Themen und probieren neue Formen aus. Auch deshalb, weil sie dem Unschäblichkeitsprinzip an etablierten Theatern bevorzugte Produktionsformen entgegensetzen. Die Finanzierung nicht über feste Subventionen, sondern über einzelne Produktionsbeiträge, ist chronisch zu gering. Entsprechend sind die Grenzen hin zum Laienbühner fließend.

Katz- und Maus-Spiel

Das sind gängige Vorurteile und Klischees, die von aussen an die freie Szene herangetragen oder von dieser selbst propagiert werden. Wie weit sie stimmen, konnte man diese Woche an den ersten beiden Projekten überprüfen, die Südpol und Kleintheater gemeinsam mit der Förderplattform «Tankstelle neue Szene» unterstützen. Gleich im ersten, unterschiedlichen Punkt fielen die Resultate ganz unterschiedlich aus: «Immer ist letzte» im Südpol zeigte inhaltlich wie formal das Innovationspotenzial einer freien Gruppe: Ursula Hildebrand, Christoph Marti und Laura Vogel setzten am Dienstag im Südpol auf das Experiment einer improvisierten Performance: Ein Katz- und-Maus-Spiel, in dem sich die beiden Frauen und der Mann bis zur ersten ereignishaften Berührung unterziehen, entwickelt sich ein assoziativer Szenenbau aus abendlichen Alltagssituationen. Das hatte namentlich im ersten Teil Sogkraft und drohte sich erst im späteren Verlauf zu verzetteln.

Aber auch inhaltlich hatte das die Aktualität, die man von Produktionen der freien Szene erwartet. Da ist etwa die Szene, in der sich der Mann pflichtschuldig in Büchern über die Bedürfnisse moderner Frauen schlau gemacht – und doch nichts gekert hat. Hailos – gelähmt sitzt er da, ausgeschlossen vom sinnlichen Umanuterglanz der beiden Frauen, die in schwungvollen Bewegungen die ganze Bühne in Besitz nehmen und auch mal auf dem Voyerur herumtampeln.

Von solcher Nähe zum Zeitgeist war die Vorlage zum Theaterstück «Eva und



Vorstaubes Familienideal, glanzend gespielt: Julia Schmidt und Patrick Gehrig im Stück «Eva und Heinz» im Kleintheater Luzern.

BILD: MARIJKA AAMS

Heinz» der Zentralschweizer Theatergruppe zellstoffs am Mittwoch im Kleintheaterwelt auflefen. Die Luzerner Autorin und Regisseurin des Abendstücks Gitta Lehner schildert in ihrem gleichnamigen Roman, wie ein junges Paar durch die Familiengründung überfordert wird und in die Vereinsamung und Entfremdung gerät. In der Alkoholprobleme der schliesslich alleinlebenden Frau oder ein Muttersohnen von Mann, der nur Farnheit und nicht über Probleme diskutieren will. Klar gibt es das alles auch heute noch. Aber das Modell, an dem das durchgespielt wird, ist eine Art Kleinfamilienideal der Fünfzigerjahre wie es die Interventionen der Schwägermutter feststücken. Aktualität wäre da wohl die Frage, an welchen Problemen moderne Paare mit Jobsparag- oder Patchwork-Modellen scheitern.

Die Umsetzung selber allerdings profitierte davon, dass die «Tankstelle» den jeweiligen Theatergruppen einen auswertigen Coach zur Seite stellt – ein gutes Beispiel für die Vorteile flexibler Produktionsformen im Bereich der freien Szene. Der Zürcher Regisseur Dominique Müller hatte die zellstoffs-Crew zu mehr Prohibitik ermuntert, wie Gitta Lehner im Vorfeld sagte.

Der Splesser und die junge Frau

So kommt der Stoff doch wie ein Stück von heute daher. Karaokeausagen von Schlagsteinen unter der Diskoanlage, rasche Szenenwechsel mit flashartigen Schaltern mitten im Spiel, die witzig eingesetzte Pseudokommunikation über Nari und SMS, die die soziale Isolation noch abzumitern: Patrick (gehört als stielter Splesserehemann und Julia Schmidt als junge Frau

die von ihrem eigenen Lebenshunger überfordert wird, agieren grossartig an der Grenze zwischen Komik und Tragik. Beide Auftritten widerlegen das Missverständnis, das die freie Szene gerne mit Laienbühner assoziiert. Zur Topprofessionsqualität kommt hier hinzu, dass solche Truppen zum Beispiel im Rahmen der «Tankstelle», auch kontinuierlicher gefördert werden sollten, damit auch sie vom unbestrittenen Vorteil eines Ensembleprinzips profitieren können.

Ein grosser Erfolg

Unter dem Strich erweist sich diese erste Ausgabe als grosser Erfolg. Das ist umso bemerkenswerter, als Südpol und Kleintheater bei dieser ersten Durchführung nur aus wenigen Anmeldeungen auszuwählen konnten. Das könnte sich schon im nächsten Jahr ändern.

EXPRESS

- Südpol und Kleintheater Luzern engagieren sich für die freie Theaterszene.
- Im Kleintheater ist heute noch einmal «zellstoffs» mit «Eva und Heinz» zu sehen.

Für die zweite Ausschreibung sind bereits dreimal so viele Gesuche eingegangen wie im letzten Jahr.

HINWEIS

► «Eva und Heinz» wird noch heute Abend im Kleintheater Luzern gespielt (20 Uhr).
VR: 001 310 33 50.
Adresse für Tankstellen-Gesuche: www.suedpol.ch,
www.kleintheater.ch (Anmeldeschluss: 1. Mai).

Eva und Heinz – wenn das gute Spiel nicht reicht

Am Dienstag premierte «Immer ist Jetzt» im Südpol, gestern «Eva und Heinz – wenn Liebe nicht reicht » im Kleintheater. Beides sind Produkte aus dem Projekt «Tankstelle neue Szene!», welches die genannten Häuser in Kollaboration verantworten. Ziel des Projektes ist es, freies Tanz- und Theaterschaffen zu fördern. Kulturteil besuchte gestern Mittwoch das Kleintheater und hatte sich mehr erhofft.

Von Pablo Haller und Aurel Jörg

Es begann vielversprechend und multimedial, endete aber vorhersehbar und platt. Mehr wird an dieser Stelle nicht verraten, ausser dass Kindstötung doch irgendwie 19. Jahrhundert ist. Sie lernen sich in der Disco kennen, Eva und Heinz. In der Disco, wo Schlager-Gassenhauer durch die Boxen donnern. Während das Publikum im Vorführungsraum eintrudelt und Platz nimmt, hat das Stück bereits begonnen. Über die Leinwand hinter den beiden flimmern erst Strände, Sonnenschirme und Meerwellen, bevor die bewegten Bilder in eine Melange von heiterer Polonaise und besoffenem Gegröle switchen. Immer schön mit einem vorbeiziehenden Karaoke-Text im unteren Bildrand. Der verblüffend gut mit dem Geschehen auf der Bühne korrespondiert: Als DJ Ötzi, der österreichische Popstar seit Falco – den Zuschauern die Zeile «ich schenk dir was für die Ewigkeit» aus seinem Skihüttengaudihit «Ein Stern, der deinen Namen trägt» entgegenjodelt, setzt Eva nüchtern ein, mit dem an Heinz gerichteten Satz: «Ich bin schwanger.»

Eva ist abseits der Bühne Julia Schmidt. Im Fernsehen war sie Jenny Graf. Ja, die Kriminalmeisterin vom Tatort Hamburg, die sich dummerweise ne zu grosse Knarre ausgesucht hatte, was seltsam aussah. Sie wurde deshalb versetzt. Sie hatte jedoch später noch einen Auftritt, was Spektakuläres im Auto mit Stuntfrau. Heinz ist Patric Gehrig, bekannt aus Funk und Presse als Master of the Puppets beim Splätterlitheater. Die darstellerische Leistung war denn auch ansprechend. So ist es nicht den Schauspielern anzukreiden, dass gestern Abend im Kleintheater ein durchweg seichtes Theater aufgeführt wurde – mit leichten Lachern auf Kosten von Substanz und vor allem Tiefe.

Die routinierte Julia Schmidt harmoniert mit dem überzeugenden Patric Gehrig wie Butter mit Brot, Kafi mit Träsch. Spielerisch wechseln die beiden auf der Bühne ihre Rollen und Funktionen (Dialoge mit Drittpersonen, bzw. Off-Stimme) – sämtliche Charaktere werden dabei von den Protagonisten gemimt. «Eva und Heinz» ist auch Gitta Lehnerts Verdienst, die mit dem Bühnenstück ihren gleichnamigen Roman inszeniert, deren drei die gelernte Sozialarbeiterin und Wirtschaftsinformatikerin bereits im Appenzeller Verlag veröffentlichte.

Die Figuren sind sowohl aus dem deutschen Privatfernsehen als überdies aus dem Leben eines durchschnittlichen Bewohners der westlichen Welt bestens bekannt: Ein triebgesteuerter Mann, der am liebsten noch zu Hause bei Mama wohnen würde (schon sind wir wieder bei Freud und den Müttern angelangt) und sich vor jeglicher Verantwortung drückt. Dann die Frau, die insgeheim von einem besseren Leben träumt, sich dieses aber mangels eigener Fähigkeiten nicht selbst ermöglichen kann, weswegen sie ihren Lebenspartner unter Druck setzt, er solle gefälligst den wohlverdienten sozialen Aufstieg realisieren. Die beiden – auch hier ganz dem Klischee gerecht werdend – vermehren sich. Nicht erwähnenswert, dass sie auch als Eltern bei der Aufzucht des Nachwuchses überfordert sind. Diese simplen Eckdaten werden abendfüllend platt gewalzt und mit ihnen jegliche Konturen: So strotzt die Aufführung nur so von Gemeinplätzen und Klischees! Gleichwohl, die ersten paar Reihen fallen brav auf jeden geplanten Lacher rein. Irgendwie erinnerte uns das Ganze an eine B-Version deskürzlich im Südpol von der One-Woman-Group theaterkosmos 53 aufgeführten «Paul und Paula» aus der Feder von Ulrich Plenzdorff.

Von einem Projekt wie «Tankstelle neue Szene!», das den löblichen Anspruch hat, junges Theaterschaffen zu fördern, hätten wir – trotz des, es muss noch einmal betont werden, sehr eindrücklichen Spiels der Akteure – mehr erwartet. Mehr Innovation, mehr Grenzauslotung, kurzum mehr Mut zur Freiheit. Für konventionelles Regietheater gibt's in Luzern bereits eine Spielstätte. Auch die Frage, ob man eher bereits Etablierte fördern will, oder das Risiko eingeht, junges, unangepasstes Schaffen zu fördern, das in Luzern reichlich vorhanden wäre, bleibt offen ...